

TAFEL 6. Der Biber.

bären. — Zwei Matrosen hatten sich einkäuf, so erzählt ein Holländer Wilhelm Barents, zum Schlafen an's Ufer begeben und den Einen nahm ein Eisbär beim Genick. „Wer packt mich denn von hinten?“ rief der Schlafrunkel, in der Meinung, daß man ihn necke. Allein der Bär zerbiß ihm schnell den Kopf, und der andere Matrose eilte so rasch davon, als der Schreck und die Angst es erlaubten. Alle seine Kameraden kamen mit Flinten und Piken dem Feinde entgegen, der sich sein Dyster gut schmecken ließ. Ohne Furcht stürzte er sich auf die Matrosen, packte einen derselben, lief mit ihm davon und zerriß ihn. Durch mehrere Kugeln, die ihn in die Stirne trafen, wurde er endlich erlegt und von den 2 Matrosen noch ein kleiner Rest gefunden.

Und doch ist auch dies wilde Thier zu zähmen. Im Jahre 1832 war in der van Nenschen Menagerie Einer, der Nichts lieber aß, als Milch und Brod und übrigens mit seinem Besizer auf's Freundschaftliche lebte. Von einem falschen, tüchtigen Wichte im Auge war keine Spur. Er ließ auf sich reiten; er setzte sich auf die Hinterepfoten, und seine größte Wonne war es, wenn ihm einige Eimer kaltes Wasser über den Leib gegossen wurden. — Die Liebe der Bärin zu ihren Jungen ist rührend: Im Jahre 1775 kam eine Bärin mit ihren 2 Jungen zu der im Eismere überwinternden Fregatte, das Todtengrieppe. Die Mannschaft erlegte erst die Jungen und verwundete dann die Mutter. Unter den heftigsten Schmerzen kroch die Bärin zu den todtten Körpern und versuchte, sie mit den Zähnen in die Höhe zu bringen, und ächzte und kroch fort, um sie zum Aufstehen zu reizen. Endlich brüllte sie fürchterlich gegen das Schiff an, bis mehrere Kugeln ihrem Schmerze mit dem Leben zugleich ein Ende machten. — Das Fell des Eisbären gewährt einen trefflichen Pelz für Schlütten, sein Fleisch ist sehr schmackhaft, sein Haar gleicht der Wolle eines Schafs. —

Der Landbär ist sehr kräftig und behend, klettert rasch die Bäume hinauf, geht auf den Hinterfüßen und läuft recht schnell. Wenn in der Schweiz (siehe das Bild zur rechten Seite) hat seinen Namen, sein Wappen (ein Bär) von ihnen und die Bauernhöfe daselbst haben im Winter manchmal große Noth mit denselben; jedoch ist die dortige Art nicht so groß und wild, um Menschen anzugreifen. Die gefährlichste Art des Landbären ist der schwarze in Nordamerika, besonders in Canada und noch höher hinauf. Ein solcher Unhold war einmal von 6 Kugeln getroffen, wild genug, seinen Feinden mit einer Wuth entgegen zu gehen, daß sich diese in der Angst in's Wasser stürzten und ihm mit genauer Noth entgingen.

Wenn in Nordamerika sich viele Theilnehmer zu einer großen Jagd in der Wildniß vereinigen, so gehen gewöhnlich 1 oder 2 muthige Schützen voraus, um das zum Unterhalte des ganzen Zuges nöthige Wildpret zu schießen. So machte auch Hugo Glas den Vortrab; denn seine Büchse galt für die beste unter allen, und Keiner wußte richtiger zu zielen, als er. Nicht allzuweit von den Uebrigen dringt er eben durch ein dickes Gebüsch, als er, nur 3 Schritte vor sich entfernt, eine weiße Bärin erblickt, die sich hier ihr Lager bereitet hat, und ehe er noch den Hahn aufziehen und losdrücken kann, hat ihn

dieselbe bei der Gurgel gefaßt und zur Erde geworfen. Die grimmige Feindin reißt ihm ein Stück Fleisch aus der Brust und trollt dann zu ihren 2 Jungen, um mit ihnen den rauchenden Leckerbissen zu theilen. Hugo Glas hat noch Kraft und Besonnenheit genug, auf Flucht zu denken; doch kaum sieht die wachsame Bärin, daß er aufstehen will, als sie mit den Jungen sogleich zurückkehrt. Diesmal reißt sie ihm ein Stück aus der Schulter, schlägt ihm den Arm auf, und verwundet ihn fürchterlich mit der Tazge am Kopfe. Ihre Jungen sind die Jagdgeführten von Hugo nachgekommen, und der Muthigste von ihnen giebt Feuer auf Einen, das es stürzt. Das Andere eilte allerdings gegen ihn los, so, daß er sich in ein nahe Wasser flüchten mußte, hier aber doch noch Zeit gewann, ihm ebenfalls eine tödtliche Kugel in den Leib zu jagen. Die übrigen Jäger hatten indeß Alles gethan, den armen Hugo zu befreien. 7 oder 8 Schüsse tödteten die über ihrem blutenden Dyster stehende grimmige Bärin. Ihren Klauen war nun Hugo entronnen. Aber was half es ihm? Er lag in seinem Blute da. Sein ganzer Körper war eine Wunde Wundärztliche Hülfen konnte man ihm nicht schaffen; ihn fort zu transportiren, ging auch nicht. Unter diesen Umständen zog die Jagdpartie weiter und ließ 2 aus ihrer Mitte bei dem Unglücklichen. Indessen, als etwa 5 Tage um waren, und der arme Hugo noch immer nicht Genesung hoffen ließ, verloren die 2 Zurückgelassenen die Geduld. Hartberzig nahmen sie seine schöne Büchse und das Pulverhorn, und was er sonst hatte. Wehr- und nahrunglos ließen sie ihn liegen und jagen auf der Spure der Uebrigen nach, bis sie wieder zu ihnen stießen. „Er ist todt!“ versicherten sie und zeigten zum Beweise den genommenen Raub vor. Kein Mensch zweifelte an ihrem Worte. — Der arme Glas lebte aber noch und hatte bei aller Schwäche nicht Lust zu sterben. Er kroch im Gegentheil zu einer nahen Quelle, und 10 Tage lang labte er sich hier mit wilden Beeren und klarem Wasser. Seine Wunden heilten mehr und mehr, so daß er nun schon daran denken konnte, nach dem Kiawafort aufzubrechen, einem Handelsposten, der, 70 deutsche Meilen fern, am Missouri gelegen war, und diese siebenzig Meilen mußte er durch dicke Waldungen, ohne allen Schutz, ohne gebahnten Weg, ohne bestimmte Nahrung zu machen suchen! Dennoch, Gott, seinem Muth, seiner Ausdauer vertrauend, wagte er es. Und es gelang. Nur Eine gute Mahlzeit erquickte ihn. Ein paar Wölfe erzwangen ein Büffelkalb. Er wohnte im Dickicht ihrer Mordthat bei. Als sie sich entfernt hatten, erquickte er sich an den Ueberresten ihres Raubes. Einem Gecoype ähnlicher, als einem Menschen, mehr kriechend als gehend, langte er in Kiawa endlich an, und seine Abenteuerer pflanzten sich von Mund zu Munde bis auf den heutigen Tag fort. —

Das Fett des Landbären ist sehr brauchbar; Viele glauben, es besitze eine stärkende Kraft. In Paris nimmt man es daher gern zu Pommaden. Ein Bärenschinken gilt im Norden auf einer Bauernhochzeit so viel wie bei uns ein Schweineschinken. Der Handel mit Bärenfellen ist bedeutend, und das Stück kostet immer 5 bis 10

Thaler. — Junge Bären lassen sich in hohem Grade zähmen und abrichten. Man fand sie daher sonst auch häufig an Höfen in dazu eingerichteten Gruben und Gräben, und zum Theil ließen sie halb frei herum. Daß man solche zahme Bären oft im Lande herumführt ist bekannt; es geschah sonst noch viel häufiger als jetzt. Sie waren zum Tanze abgerichtet und benahmten sich freilich plump genug dabei. Fast alle kommen aus Litthauen, wo gleichsam ihre hohe Schule ist. Indessen ist es nicht leicht, der Jungen habhaft zu werden; denn die Bärin schützt sie muthig und bewacht sie gar kluglich. Welche List aber wäre groß genug, der menschlichen die Spitze zu bieten? Man setzt ihnen Honig mit Branntwein hin und berauscht so die Jungen und ihre Mutter. Schlafen sie, was in Nordamerika der Fall ist, in hohlen Bäumen während des Winters, so zündet man diese an, und wenn sie nun herunterfliegen, um der Hitze zu entgehen: so werden die Alten getödtet, die Jungen gebunden. Oder man macht Gruben, die mit Pfosten und Pfählen ausgefüllt sind und oben mit Erde, Kalk und Laub bedeckt werden. Ein dorthin geführter Pfad, und eine daselbst angebrachte Lockspeise verleitet sie hin zu gehen, wo sie dann hineinfallen. In die Grube stößt ein Kasten, durch eine Fallthüre und einen engen Gang, der zu ihm führt, von der ersteren getrennt. Will man den Bären nun lebendig haben: so neckt man ihn, bis er in den Gang geht, und dann bleibt ihm nur der Kasten offen. Wie ein solcher Bärenkasten aussieht, zeigt jede Menagerie. — Im Bärenkampfe zeichnen sich am Meisten die Kamtschadalen aus. Sie geben ihm mit einem Messer in der linken Hand und einem Dolche in der rechten entgegen; dem letzten stoßen sie ihm in den Rücken. — Am empfindlichsten ist die Nase des Bären. Ein Schlag auf diese kann ihm das Leben rauben. — In älteren Zeiten war die sogenannte Bärenbeute mit Hundem ein grausames Volkvergnügen. Diese fanden fast an allen Höfen Statt. Jakob I. von England kannte keine größere Freude. In Wien hat die Bärenbeute noch bis zu Joseph II. Statt gefunden. Es gab fast alle Sonntage verglichen im Prater. Gottlob, daß solche Dinge ein Ende haben!

Der Biber.

Er ist so groß wie ein mittelmäßiger Hund (2½ bis 3 Fuß.) Sein Schwanz ist halb so lang als sein Leib und wiegt 60 bis 70 Pfd. Der Kopf des Biber's ist kurz und zusammengedrückt; die Schnauze dick und stumpf; der Hals kurz und dick; die Augen sind klein; die Ohren kurz, zugrundet, behaart und im Pelze verdeckt; der Rücken gewölbt; die Füße sind kurz und stehen etwas einwärts. Die fünf Zehen an den Vorderfüßen sind klein, mit langen, scharfen Nägeln besetzt, und wie bei einer Menschenhand von einander getrennt. Die

TAFEL 6. Der Biber.

an den Hinterfüßen sind größer, mit einer Schwimmhaut zusammen gewachsen und haben breite, stumpfe Nägel. Sein Schwanz ist breit, platt und schuppig, mit dazwischen stehenden einzelnen steifen Haaren; der Biber trägt ihn horizontal. Das Kopfhaar ist struppig. Der Biber hat 4 sehr scharfe Schneidezähne. Sein Körper ist theils mit langen und starken, theils mit kurzen und weichen Haaren bedeckt. Jene sind schön hell- kastanienbraun und glänzend, diese gelbbraun. Indes wechselt die Farbe der Biber nach dem Klima, in welchem sie leben. Je weiter sie gegen Norden wohnen, desto dunkler sind ihre Haare. Es gibt sogar Biber, welche ganz schwarz sind. Bisweilen findet man auch weiße, weiße mit grauen Flecken und weiße mit vermischten rothen Haaren.

Am meisten findet man ihn in Nord-Amerika, doch hält er sich auch in Nord-Asien und Nord-Europa (Rhein, Weser, Elbe, Donau) auf.

Sie nähren sich von zartem Holze, Blättern und frischer Baumrinde. Sie sitzen beim Essen auf den Hinterfüßen und führen dasselbe, wie die Eichhörnchen, mit den Vorderfüßen zum Munde; den Schwanz haben sie dabei zwischen den Beinen liegend und er dient ihnen gewissermaßen zum Teller. Jedoch fressen sie auch Kalms, Seerosen, Fische und Krebse. Ihr Charakter ist von Natur sanft und ruhig. Sie lassen sich sowohl jung als alt einfangen und leicht zähmen und hören dann auf die Stimme des Menschen. Sie haben einen schleppenden und langsamen Gang; im Wasser hingegen sind sie sowohl im Schwimmen, als auch im Untertauchen sehr schnell. Sie gehören zu den Amphibien; jedoch leben sie am liebsten auf dem Lande, denn sie können es ohne Lust nicht lange aushalten und müssen deshalb im Wasser oft Athem schöpfen.

Ihr Geruch ist sehr fein und ihre überigen Sinne sind sehr scharf. Sie sind mit einem starken Hautmuskel um den ganzen Körper versehen, womit sie sich sowohl beim Schwimmen, als auch in engen Bogen zusammenziehen können. Ihre Lebensdauer ist 15 bis 20 Jahre. Im dritten Jahre haben sie ihre Größe erreicht. Die Stimme der Biber ist eine Art Geuzen, welches manchmal wie ein Gebelle lautet. Wenn sie sich beißen, rufen sie: karr! karr! Jeder Biber hat nur ein Weibchen. Ihre Begattungszeit fällt auf St. Bartholomäi und im März wirft das Weibchen 2, 3 oder 4 Junge. Diese säugt sie an ihren auf der Brust befindlichen 4 Zitzen.

Nordamerika ist jetzt, wie gesagt, ihr Hauptsiß; denn sie fliehen die Nähe der Menschen, oder hören doch wenigstens bei ihnen auf in großen Gesellschaften zu leben und ihre merkwürdigen Wohnungen zu bauen.

Dabei sind die europäischen Biber nur einsame Stubenbewohner, welche einen schmutzigen und von der Erde abgeriebenen Balg haben. An den Ufern der Flüsse machen sie sich hier Gruben in die Erde, wie die Föhottren, und zuweilen auch einen Graben von einigen Fuß Tiefe, um einen kleinen See zu bilden, der bis in die Oeffnung ihrer Höhle dringt, welche oft über 100 Fuß lang und immer mehr

nach und nach in die Höhe geführt ist. Dadurch sind sie bei Ueberschwemmungen sicher.

Die Biber in Nordamerika leben in Gesellschaften von 2 bis 300 zusammen und versammeln sich im Juni und Juli an dem Ufer eines Wassers, um ihre Häuser gemeinschaftlich zu bauen. Wegen dieser Baue sind die Biber besonders berühmt, und einige Reisende können die Kunst und Ordnung nicht genug rühmen, die man an solchen Bauten bemerkt.

Bemerkt das Merkwürdigste hierüber:

Die Biber halten sich den ganzen Winter hindurch in ihren Wohnungen auf, welche sie 6 bis 8 Fuß hoch über der Oberfläche des Wassers errichten. Sie wählen sich hierzu wo möglich einen Teich oder ein anderes stehendes Gewässer, errichten ihre Häuser auf Pfählen und geben ihnen eine kreisförmige oder ovale Gestalt, welche oben zugewölbt ist und daher äußerlich einem Dome ähnlich sehen. Ihr Inneres hat mit dem eines Ofens Ähnlichkeit. Die Anzahl der Häuser, welche sie bauen, beträgt gewöhnlich 10 bis 30. Die bequemsten Plätze zum Bauen sind etwas tiefe Buchten in stehenden Gewässern. Finden sie kein stehendes Gewässer, sondern nur solche, wo das Wasser dem Steigen und Fallen unterworfen ist: so lassen sie sich an einem Strome nieder und richten dann den Platz zu ihren Wohnungen mit erstaunenswürdiger Kunstfertigkeit und Ordnung ein. Sie machen es dann so:

Zuerst bauen sie auf folgende Weise einen Damm, der wie eine Schleuse quer durch den Fluß von einer Seite bis zur andern geht und 80 bis 100 Fuß lang und an der Grundfläche 10 — 12 Fuß breit ist. Sie fällen zu dem Ende Holz von Pappeln, Epen, Weiden, Erlen, Birken u. s. w. Sie fällen große Bäume von oft mehr als Mannsdicke und lassen sie in den Fluß hineinfällen. Sie erreichen es, daß dieselben quer über den Fluß fallen, dadurch, daß sie dieselben mit ihren 4 Schneidezähnen am Fusse zersägen. Nun schneiden sie die Zweige von dem Stamme ab, damit derselbe eine horizontale Lage erhalte. Während des Laufens Andere am Ufer des Flusses umher, um kleinere, dünnere Bäume zu fällen. Während nun die ersten Biber das größere Holz nach der zum Bauen bestimmten Stelle bringen, indem sie hinter demselben herschwimmen, schneiden die Andern die gefällten kleineren Bäume bis zu einer bestimmten Länge, bilden sie zu Pfählen, ziehen sie zu Lande nach dem Ufer des Flusses und dann durch das Wasser nach ihrem Bauplatze. Hier senken sie dieselben nieder und durchflochten die Zweige mit den größeren Pfählen. Jetzt richten sie die Pfähle und stellen sie senkrecht. Um dieses fertig zu bringen, erheben einige Biber die dicken Enden der Pfähle mit ihren Zähnen gegen das Ufer, oder gegen den Querbaum zu; andere graben, indem sie untertauchen, mit ihren Vorderfüßen Löcher und bringen die Spitzen der Pfähle hinein, damit sie aufrecht stehen bleiben können. Alle diese Baumstämme sägen sie mit ihren scharfen Zähnen. Endlich haben sie ihr Gebälke in Ordnung und siehe da! wir erblicken verschiedene Reihen Pfähle von gleicher Höhe, welche alle einander gegen

über stehen und sich von dem einen Ufer des Flusses bis zum andern erstrecken. Die Pfähle stehen gegen den Strom des Flusses senkrecht. Dagegen ist das ganze Werk abhängig, wo es den Druck des Wassers aushalten muß, so daß der Damm unten 10 — 12 Fuß dick ist, nach oben hin allmählig aber immer dünner wird und zwar oben an der Spitze nur 2 bis 3 Fuß breit ist. Nach dem Strome hin sind die Pfähle senkrecht, nach dem Ufer hin schief.

Während dieser Arbeit der am Bau des Damms beschäftigten Biber bringen andere Erde, die sie mit ihren Füßen anfeuchten und mit ihrem Schwanz festklopfen. Sie tragen dieselbe mit ihrem Raulle und ihren Vorderfüßen fort, und zwar in solcher Masse, daß sie alle Zwischenräume des Pfahlwerks damit anfüllen. Die Erde bereiten sie mit ihren Füßen zu und schlagen sie mit ihrem Schwänze in die Lücken des Damms, so daß ihnen also ihre Schwänze hier statt der Maurerkelle dienen.

Oben auf dem Damme machen sie 2 bis 3 abhängige Oeffnungen, um dadurch das darauf stehende Wasser zum Abflusse zu bringen. Diese machen sie weiter oder enger, je nach dem Steigen oder Fallen des Flusses. Entstehen durch plötzliche Ueberschwemmungen einige Verläche in dem Damme, so bessern sie dieselben bei gesunkenem Wasser sehr gut wieder aus.

Auf diesen Dämmen wächst nun bald Gras, welches die Erde immer fester macht; auch fassen die in den Damm gelegten Zweige bald Wurzel und so entsteht nach und nach eine Hecke, in der selbst Vögel nisten.

Durch einträchtiges Zusammenwirken aller Biber ist der herrliche Bau zu Stande gekommen. Nun theilen sie sich in kleinere Haufen, um ihre Wohnungen zu bauen.

An diesem Damme werden die Wohnungen angelehnt. Sie werden am Rande des Flusses oder Sees auf Pfählen, nahe beisammen, aufgeführt und haben nur einen Ausgang, der sich über und unter dem Wasser befindet, so daß sie auf diese Art vom Froste Nichts zu besorgen haben. Die Mauern sind gegen 2 Fuß dick und senkrecht auf Dielen oder ebenen Pfählen erbaut, welche ihren Häusern zum Grunde oder Fußboden dienen. Hat das Haus nicht mehr als 1 Stockwerk: so erheben sich die Mauern nur einige Fuß hoch senkrecht, nehmen dann eine gekrümmte Gestalt an und endigen sich in eine Kuppel, die zu einem Dache dient. Gewöhnlich legen sie 10 bis 12 Wohnungen neben einander an, die von verschiedener Größe sind; die kleineren haben 4 bis 5, die größeren 8 bis 10 Fuß im Durchmesser. Einige Wohnungen haben bloß einen Fußboden, andere aber drei. Ein Reisender versichert sogar, daß er in Nord-Amerika in einer Wohnung, die er untersuchte, nicht weniger als 15 verschiedene Zellen gefunden habe.

Die Häuser sind mit erstaunlicher Festigkeit gebaut und innenwendig und außenwendig mit einer Art Gips überläncht. Mit ihren Füßen seuchten sie diesen Mörtel an und überlänchten ihre Wohnung, indem sie ihren Schwanz als Kelle gebrauchten. Ihre Häuser sind für den Regen undurchdringlich und widerstehen den heftigsten Win-

TAFEL 6. Der Biber.

den. Bei Erbauung derselben bedienen sie sich verschiedener Materialien, als: Holz, Steine und einer Art von sandiger Erde, welche von Wasser nicht aufgelöst werden kann. Sie nehmen dazu das Holz von leichten und zarten Baumarten, (z. B. Pappeln, Weiden), die fast immer an den Ufern der Flüsse wachsen und leicht abgeschält, zerschnitten und fortgebracht werden können.

Immer fangen sie ihr Werk damit an, daß sie die Bäume 1 oder 1½ Fuß über der Erde abschneiden. Sie arbeiten sitzend. Damit sie nicht von dem fallenden Baume getroffen werden, kerbt der Biber den Stamm an der Seite, wohin er fallen soll, unten ein, und nagt ihn abwärts rings herum ab.

In den kleineren Häuten wohnen 2 bis 8 Biber; in den größern leben oft 20 bis 30 friedlich bei einander in Gesellschaft und sitzen paarweise Männchen und Weibchen beisammen, aber so, daß der Schwanz fast immer im Wasser hängt. Sie schlafen auf dem Boden, der mit Moos, Grasern und Blättern bedeckt ist und jeder Biber hat seine besondere Stelle. Sie halten sich sehr reinlich; denn ihres Unraths entledigen sie sich außer der Wohnung. Alle diese Arbeiten verrichten sie des Nachts. Am Tage ruhen sie in ihrem Baue auf dem Lager. Sie bleiben immer in einer Wohnung. Werden sie aber in dieser durch ihre Feinde beunruhigt: so bauen sie sich eine neue, und dann fangen sie schon im Sommer an zu bauen und bringen eine ganze Jahreszeit damit zu. In ihren Häuten sammeln sie große Vorräthe, um den Winter hindurch davon leben zu können. Jede Hütte hat ihr eigenes Magazin, und dies ist nach der Anzahl ihrer Einwohner eingerichtet, welche alle ein gemeinschaftliches Recht an dem Vorrath haben und nie ihre Nachbarn plündern. Der Wintervorrath besteht in Rinden und zarten Baumzweigen, die sie nach einer bestimmten Länge zerschneiden und unter dem Wasser auf Haufen legen. Auf die Höhe dieser Haufen achten die Indianer genau, weil sie daraus auf die größere oder geringere Kälte des kommenden Winters schließen können.

Im Sommer zerstreuen sie sich aus ihren Wohnungen, laufen von einem Orte zum andern und schlafen unter Gebüsch, welche nahe bei Gewässern sind, in Erdhöhlen, welche sie sich graben. Beim geringsten Geräusch fliehen sie in's Wasser, um dieselbst einen Zufluchtsort zu haben; auch stellen sie Schildwachen aus, welche durch ein besonderes Geschrei und starkes Schlagen mit dem Schwanz Nachricht von jeder Gefahr geben. Im Winter gehen sie niemals weiter als nach ihren Vorrathshäusern unter dem Wasser; während dieser Jahreszeit werden sie daher auch außerordentlich fett. Im Juli und August bessern sie ihre Wohnungen wieder aus, oder bauen sich neue und beziehen sie dann im September, nachdem sie vorher Nahrung eingetragen haben. Sind die im Winter erzeugten Jungen erwachsen: so lassen die Alten diesen den Bau und verfertigen sich einen neuen.

Wegen ihres Nutzens sind die Biber sehr schätzbar.

Ihr Fleisch wird von den amerikanischen Wilden gegessen, soll aber einen theranigen Geschmack haben. Jedoch hält man den Schwanz

und die Hinterpfoten für eine Leckerbisse. Der Schwanz wiegt ungefähr 4 Pfd. und wird von Liebhabern mit 1 Ducaten bezahlt. Man richtet ihn völlig wie Fische zu.

Am schätzbarsten ist der Biber (*Castor* im Lateinischen genannt) wegen seines Felles, das zu den kostbarsten Pelzwerken gehört und auch zu seinen Hüten (*Castor-Hüte*) und Kappen benutzt wird. Die schönsten Felle liefern die nordamerikanischen Biber, besonders die canadischen, und zwar in solcher Menge, daß man an den Hudsonsbai in kurzer Zeit oft schon 50,000 und darüber erzieht. Sie machen einen beträchtlichen Handelzweig aus.

Der Preis richtet sich sowohl nach der Farbe, als nach der innern Güte des Felles. Die glänzend schwarzen und sehr seltenen weißen werden vorzüglich gesucht und von den Kürschnern verarbeitet. Im Handel unterscheidet man: 1. die frischen Winter- oder moscowischen Biberfelle, welche, da sie im Winter gefangen werden und keine Haare durch das Mäusefressen verloren haben, die besten sind; (Sie dienen zu Verbrämungen, Mützen, Unterfutter u.) 2. die getrockneten, magern oder Sommerbiber, welche im Sommer gefangen werden und schon viele Haare verloren haben; (von diesen gebraucht man nur die Haare zu Hüten); 3. die fetten nennt man diejenigen, welche die Wilden eine Zeit lang getragen und darauf gelogen haben, die also von ihrem Schweiß gleichsam fett geworden sind. (Diese sind auch sehr gut).

Die Haare auf den Fellen sind theils lang, fest und glänzend, theils kurz, wollig und seidensartig. Man sondert sie daher sorgfältig von einander ab. Die langen benutzt man zu Handschuhen, Tüchern, Strümpfen u. Das kurze Wellhaar aber gebrauchen vorzüglich die Hutmacher. Ein erwachsener Biber hat ungefähr 1½ Pfd. Haare. Das Pfd. wird mit 8 bis 10 Thaler bezahlt. Wegen dieses hohen Preises werden jetzt sehr selten ganze Kastorhüte verfertigt. Die weißen, die unter diesem Namen verkauft werden, sind mit feiner Wolle und Hasenhaaren vermischt. Zu 12 Hüten nimmt man gewöhnlich 1 Pfd. Biberhaare. Auf jeden Hut kommen also 2 bis 3 Loth Biberhaare. Bloß die rothen Cardinalshüte bestehen aus lauter Biberhaaren. Diese macht man meistens in England. Das Stück der letztern kostet etwa 30 bis 40 Thaler.

Ein guter Biberdalg kostet 8 bis 12 Thaler.

Die Sibirischen Biberfelle gehen nach China, wo das Stück mit 30 bis 50 Rubeln bezahlt wird.

Gegerbte Biberfelle werden zu Kofferüberzügen, Pantoffeln und Stiebeln gebraucht. Der Vorderzähne bedienen sich die Wilden zu Messern, die Bergolder und andere Handwerker zum Glätten.

In besondern Beuteln am Schambeln wird eine widrig riechende, schmierige Materie von bedeutendem Geruch abgefordert, das sogenannte Bibergeil. Das vorzüglichste ist das russische. Ein männlicher Biber gibt ungefähr 4 Unzen. Wir gebrauchen es als Arzneimittel in Nervenkrankheiten u.

Für Wasserbaue und Waldungen ist der Biber ein nachtheiliges Thier.

Man fängt diese Thiere in starker Nege, Stangenreusen, mit Fallen und Hunden. Sie können auch leicht durch einen Schlag auf den Kopf getödtet werden. Die Eskimaken, ein Volk in dem nördlichen Asien, verstopfen die Röhren nach der Wasserseite und lassen in die Oeffnung des Baues Hunde. Die Indianer an der Hudsonsbai leiten das Wasser um den Bau ab, bedecken die Thür desselben mit einem starken Nege und brechen von oben in denselben ein.

Zum Schluß vernehmen noch einige interessante Geschichten über die Biber:

„Ein Reisender, Dupray, fand an einer sehr einsamen Stelle in einem nordamerikanischen Flusse einen Biberdamm und baute mit seinem Gefährten, um die Natur der Thiere genau kennen zu lernen, nahe dabei, aber doch so, daß die Biber ihn nicht sahen, eine Hütte. Hier warteten sie bis zum Monatschein. Dann gingen sie mit großer Vorsicht und Stille nach dem Damme, Zweige in den Händen haltend, um sich dahinter zu verbergen. Einer von seinen Beuten schlug dann auf den Befehl des Dupray so still als möglich ein Loch in den Damme, das ungefähr 1 Fuß breit war. Hierauf versteckten sie sich wieder.

„Sobald das Wasser durch das Loch ein Getöse zu machen anfing,“ erzählt Dupray, „hörten wir einen Biber aus einer der Häuten kommen und in's Wasser springen. Alsdann sahen wir ihn an's Ufer steigen und bemerkten deutlich, daß er es untersuchte. Hierauf schlug er mit dem Schwanz mit aller Kraft viermal deutlich auf den Boden, und sogleich stürzte die ganze Colonie in's Wasser und kam auf den Damme. Als Alle beisammen waren schien Einer durch Narren eine Art Befehl zu ertheilen; denn sie verließen augenblicklich insgesammt die Stelle und kamen in verschiedenen Richtungen an das Ufer. Diejenigen, welche uns zunächst waren, besanden sich zwischen unserm Standorte und dem Damme; daher konnten wir alle ihre Bewegungen sehr deutlich sehen. Einige machten eine Art Mädel, Andere nahmen diesen auf ihre Schwänze, die ihnen hierzu statt der Schlitten dienten. Ich sah, daß sich zwei und zwei zusammen hielten, und daß Einer den Andern belud. Sie schleppten den Mädel, der ziemlich unbiegsam war, bis nach dem Damme hin, wo Andere standen, um denselben in Empfang zu nehmen; diese thaten ihn in das Loch und machten ihn mit ihren Schwänzen fest.“

„Der Lärm auf dem Wasser hörte bald auf und die Oeffnung war völlig ausgebeffert. Ein Biber schlug alldann mit seinem Schwanz zweimal auf den Boden, und sogleich eilten alle Biber ohne Geräusch nach dem Wasser und verschwanden.“

Dupray ging mit seinen Gefährten am folgenden Morgen nach dem Damme, um seine Bauart zu besehen; sie mußten daher ein Stück davon herunter bauen. Der Lärm aber, den dies verursachte, machte die Biber wieder aufmerksam. Sie schienen durch das, was Dupray und seine Gefährten thaten, sehr unruhig zu werden; besonders sah man Einen ganz nahe an sie herankommen, als ob er sehen wollte, was vorging. Da nun Dupray besorgte, die Biber möchten sich in

TAFEL 7. Das Pferd.

die Wälder flüchten, wenn sie dieselben weiter steten, so rieth er seinen Gefährten, sich nochmals zu verbergen.“

„Einer von den Bibern,“ fährt Dupraz fort, „wagte sich dann hervor und ging an die Oeffnung, nachdem er sich mehrmals genähert hatte und wie ein Spion zurückgekehrt war. Er sah sich auf dem Platze um, dann gab er wie den vorhergehenden Abend mit seinem Schwanz vier Schläge. Alle kamen darauf wieder hervor und gingen zur Arbeit; Einer von ihnen schlich sich an mir vorbei, und da ich Einen zu meinen Untersuchungen zu haben wünschte, so schoss ich ihn. Beim Flintenkugeln aber rissen Alle weit schneller aus, als es bei hundert Schlägen ihrer Wache der Fall gewesen sein würde; und als ich noch mehrere Male auf sie feuerte, flohen sie Alle äusserst schnell in die Wälder davon.“ —

„Die Biber zeigen eine große Anhänglichkeit an einander. Zwei junge Biber, die man lebendig gefangen nach einer nahen Factorie an der Hudsonsbai gebracht hatte und da eine Zeit lang fütterte, fühlten sich in diesem Zustande recht wohl und wurden sehr fett, bis Einer durch einen Zufall getödtet wurde. Der Ueberlebende fühlte sogleich den Verlust, fraß Nichts mehr und starb bald darauf.“ —

„Man weiß, daß Biber vollkommen zahm geworden sind. Der Major Koderfort in New-York hatte einen zahmen Biber über ein halbes Jahr lang in seinem Hause, wo er, wie ein Hund frei umher lief. Alle Lumpen und weichen Sachen, die er antraf, schleppte er in einen Winkel, wo er gewöhnlich schlief und machte sich ein Bett daraus. Die Käse im Hause hatte Junge und nahm von diesem Bette Besitz, und der Biber machte keinen Versuch, sie davon zu verjagen. Wenn die Käse ausging, nahm der Biber oft die junge Käse, die man am Leben gelassen hatte, zwischen seine Vorderpfoten, hielt sie an seine Brust, um sie zu wärmen, und schien in dieselbe vernarrt zu sein. Sobald die Käse zurückkam, gab er ihr das Kästchen wieder. Bisweilen murrte er, that aber Niemandem etwas zu Leide; auch versuchte er nicht, Jemanden zu beißen.“ —

Das Pferd.

Diese nützliche Thiere sind bekanntlich einhufig. Das eigentliche Vaterland derselben ist die große Tartarei. In dem Stande der Wildheit sind es häßliche und unhandige Thiere. Durch die Cultur sind sie erst gutartige, schöne, gelehrige, treue und folgsame Hausthiere geworden. Jetzt sind sie als Hausthiere fast über die ganze Erde verbreitet. Die Füllen gewöhnt man dadurch an den Jaum und einen regelmäßigen Gang, daß man sie an einer langen Leine in weitem Kreise durch Sand, trocken läßt. Jedes Pferd muß seine

Schule machen, damit aus einem wilden und unhandigen Füllen ein brauchbares Pferd wird, das seinem Reiter geduldig trägt und im Stalle oder beim Ausreiten nicht um sich schlägt. Ein gut abgerichtetes Pferd, das seines Herrn Wünsche versteht und befolgt, ist zu bewundern. Doch ist die Abrichtung eines Pferdes hart. Es muß Hunger, Schmerzen, Angst und allerhand Peinigungen ausstehen, wenn es abgerichtet wird, und es thut jedem fühlenden Herzen weh. Soll z. B. das arme geplagte Pferd zu allerlei Kunststücken abgerichtet werden, sich todt stellen lernen, still liegen ohne ein Glied zu rühren: so muß es mit unbarbarischen Peitschenhieben 12. monatlang geübt werden; soll es lernen durch einen Reiter springen, oder über empor gehaltene Dinge wegsehen, oder sich plötzlich hinwerfen und auf ein gegebenes Zeichen aufspringen: so muß es die grausamste Behandlung, Hunger 12. ertragen, bis es ihm gelingt. —

Munter läßt das Füllen auf grünem Rasen, sträubt die kurze krause Mähne, bewegt sich so leicht und schnell wie der Hirsch, und plötzlich wieder umkreist es die ruhig weidende Stute, die es mit herzlichen Blicken bewacht. Zum Pferde erwachsen, steht es da fest und edel, schlank wie ein Reh und friedlich-sicher ist sein Gang, stolz trägt es sein Haupt mit schön geformter Stirn und Nase. Es spielt mit dem spitzen Ohr, horcht scharf, flucht und warnt seinen Reiter. Auf des Reiters Wink springt es auf wie ein Luchs, rennt davon, den Hals gestreckt wie ein Adler im Flug, berührt kaum die Erde und majestätisch fliegt sein Schweif ihm nach. Zur Seite des schlanken, glatten Nackens fällt die seidenschimmernde Mähne. Seine volle, weiche, kräftige Brust stellt sich fest der Gefahr entgegen. Die eisernen Hufen an den nervigten Füßen stampfen ungeduldig den Boden, und der volle, glänzend schwarze Schweif fliegt ruhig über das gewölbte Kreuz zur Ferse nieder. Mit dem Araber stürzt es kühn sogar dem Löwen entgegen. Mit funkelnden Augen, fliegender Mähne, dampfenden Nüstern, schwellenden Muskeln bäumt es sich und schlägt aus, und oft hat sein eherner Huf den Löwen zu Boden geschmettert. Das Pferd ist des Kriegers Schirm und Schutz in der Schlacht. Es heißt schäumend in die Biegel, schüttelt die Mähne, scharrt den Boden, schnaubt und wiehert vor Kampflust. Das Schmettern der Trompeten ertönt und muthig sprengt es entgegen blizenden Lanzenreihen. Eine schwarze Todesfahne flattert seine Mähne dem blinkenden Schwert des Reiters voran. Es steht und zittert nicht, bleibt besonnen, unerlöschend, fest wie ein Fels mitten im furchterlichen Gewühle der Schlacht, unter dem heftigsten Kanonendonner, trägt treu seinen Reiter durch die dicken, schwarzen Wolken des Pulverdampfes hindurch und errettet ihn aus Todesgefahren. Lese die schöne Geschichte von Alexander dem Großen und seinem treuen Pferde Bucephalus! —

Ernst und langsam, traurig schreitet es einher hinter dem Trauerwagen des Helden, den es trug. Aber muthig und stolz zieht es den Triumphwagen unter Trompetenschall. Mit goldenem Gebiß, funkelndem Biegel, mit Purpurdeden geschmückt, schreitet der Andalusier stolz einher, stolz das Haupt erhoben, mit hellem, freudigem Blick.

Mit dem Krieger in die Heimath zurückgeführt, zieht es geduldig den Pflug und den Erntewagen und ist der willige Gehülfe des Menschen. Es zieht den Lastwagen mit bewundernswürdiger Kraft und Ausdauer. Wenn es den Menschen trägt, so wird es sein Reisegefährte, und oft sogar sein Wegweiser in der Finsterniß, denn es findet besser, als der Mensch die Wagenspur, und wird nicht leicht vom Wege abkommen. Es trägt den Reisenden über die rauhen Pfade der Alpen, in die Eisfelder Sibiriens. Der Zelter begleitet den Araber, genügsam wie er selbst, in die brennenden Sandwüsten, trägt seine Habe, ist das Spiel seiner Kinder, ruht getreulich mit ihnen unter Einem Dache. Die schönsten und edelsten Rasse sind in Arabien, über deren Abkunft die Araber noch jetzt ordentliche Stammbäume halten, die bis zu den Leihpferden des Königs Salomo oder des Propheten Muhamed hinaufreichen.

Die Tartaren und Kalmuken besitzen so viele Pferde, daß sie in den dortigen Steppen in zahlreichen Herden frei herumlaufen. Sie sind dort, wie in dem Ganos Amerikas kleine struppige Söhne der Wildniß geworden und jagen schon als ein drausender, verheerender Strom durch die Steppen dahin. Da sie niemals in Ställe kommen: so müssen sie immer eingefangen werden, wenn sie gebraucht werden sollen. Obgleich diese Herden neben einander herumstreifen, so vermischen sie sich doch nie mit einander, und ob sie gleich keine Hirtten haben, so verlieren sie doch die Füllen nicht. Der Eigenthümer kennt seine Herde nur an einigen Hengsten und Stuten, denen er ein Zeichen eingebrannt hat. Die Hengste bewachen ihre Herde sehr genau, indem sie stets ihr zur Seite gehen und sie zusammen halten. Erschrecken sie eine fremde Herde, so treiben sie ihre Herde auf einen Haufen zusammen und stellen sich an die Spitze derselben. Ebenso machen es die Hengste der heranziehenden Herde. Rücken die Hengste einander zu nahe, so entsteht oft ein sehr heftiger Kampf. Bei entsetzlichem Lärm besetzen die Hengste die Anhöden und untersuchen Alles genau. —

Wenn Pferde auf der Weide sind und von Wölfen angefallen werden, so machen sie die geschicktesten Wendungen, um die Raubthiere durch Ausschlagen abzuwehren, und stellen sich zusammen, so daß sie, mit den Köpfen dicht an einander gedrängt, einen Kreis bilden, in welcher kein Wolf eindringen kann, weil überall, wo er angreifen will, der Hufschlag ihn trifft. —

Die Türken finden ein großes Vergnügen an dem Zähmen der Pferde. Sie machen sie oft so zahm, daß sie auf den Zuruf ihres Herrn ihre Kniee beugen und ihn aufsteigen lassen; mit dem Maul heben sie einen Stock oder einen Säbel von der Erde auf und reichen ihn dem Reiter. Solche Pferde erhalten von den Türken silberne Ringe um die Nase, zum Zeichen ihrer Geschicklichkeit. Manche sind so gut abgerichtet, daß sie augenblicklich stehen bleiben, wenn der Reiter stürzt. Noch Andere spöhen, wenn ihr Herr im obersten Stockwerke des Hauses zu Tische sitzt, die Ohren, um seine Stimme zu hören und wiehern freudig, sobald sie ihn hören. —